

71

Gyldholm.

Eine Landarbeitergeschichte von J. Skjoldborg.

IV.

In der Drainstube liegt Stine Kold in Fieberphantasien. Es sind die Drainierungsmeister, die der Stube diesen Namen gegeben haben, da sie hier wohnen, wenn sie sich auf Gyldholm aufhalten. In der Zwischenzeit wird die Stube zu verschiedenen Dingen benutzt, unter anderem auch als Krankenstube.

Schon mehrere Tage lang hat Stine Kold so dagelegen — wachsgelb im Gesicht. Sie starrt vor sich hin oder sie schlägt wild um sich, wobei sie die sonderbarsten Reden führt, und dann und wann schreit sie wild auf. Sie schlägt mit den Händen auf Decke und Mauer. Zuzeiten hämmert sie unausgesetzt mit der geballten Faust auf den Bettposten und führt dabei wirre Reden.

Dann wieder liegt sie still da mit geschlossenen Augen, die Arme hängen schlaff herab, gleich vertrockneten Stengeln, und heftig hebt und senkt sich die Brust im Fieber.

Die vordem den Kopf schüttelte beim Tun der anderen, liegt nun selber da und krümmt sich vor Schmerzen, und die herben Rippen, die so gern ein strenges Urteil fällten, zittern nur blaß und bläulich.

Stine Kold ist krank, weil sie versucht hat, einen Abort herbeizuführen.

Die Medikamente, die sie genommen hat, verursachten Erbrechen, Magenkrämpfe und heftige Schmerzen.

Alle wissen, was ihr fehlt, doch wird nicht weiter nachgeforscht.

Knechte und Mägde kommen und schauen nach Stine im Vorbeigehen. Die Drainstube liegt gerade zur Hand zwischen den anderen Kammern, und die Leute können ungehindert aus- und eingeht, ganz wie es ihnen beliebt.

Oft sind viele auf einmal hier versammelt. Meistens stehen sie still, gucken und horchen. Sie sprechen nur wenig und ganz leise. Etliche bemitleiden Stine, andere sind nicht unzufrieden, daß sie nun so daliegt, und noch andere empfinden die ganze Situation als eine Art Zerstreung.

Wenn Bomholt ins Zimmer tritt, lächeln die meisten. Der alte Mann ist sehr traurig. Er kümmert sich gar nicht um die Anwesenden, sondern steht am Bett und streichelt unentwegt die Bettdecke mit der Hand.

„Liebe Stine!“ sagt er.

Gewöhnlich hat er einen kleinen „Spis“.

„Meine Schuld ist es, daß Du hier liegst.“ Bei diesen Worten lächeln die meisten.

Er ergreift ihre Hand. Doch häufig schlägt sie wild um sich, so daß er ihr nicht nahe kommen kann. Sie begreift nichts von dem, was um sie her vorgeht.

Bomholt schüttelt den Kopf, und als sei niemand zugegen, wiederholt er noch einmal: „Na, Stine — es ist meine Schuld!“

Er hat ihr eine Flasche Kirschwein mitgebracht, und bevor er diese auf das Fensterbrett stellt, nimmt er selber einen herzhaften Schluck.

„Ach ja — ach ja!“ seufzt der alte Bomholt, der vordem herrschaftlicher Kutscher war. „Schicksalsschläge! — Schicksalsschläge!“

Er schüttelt den Kopf und schleudert leise davon.

Die andern aber sichern hinter ihm her.

Reben der Drainstube liegt das Zimmer der weiblichen Meiereilehrlinge, und hier hinein dürfen von männlichen Personen nur der zweite Herrschaftskutscher und die Sandwerfer dringen, nach der Regel und Ordnung, die sich im Gyldholmschen Staate gebildet hat.

Es ist ein Sammelplatz der Mittelklassen.

Und doch bedeuten auch hier die blanken Westenknöpfe des Kutschers und die grünliche Forstmannsjoppe des Gärtners eine höhere Rangstufe als die rein zivilen Anzüge der Wöttcher und der Schmiede.

Hier ist es angenehm und ganz gemütlich; saubere, wohlgepflegte Betten und Kommoden mit Photographien.

Die drei Lehrlinge — ein schlankes, dunkeläugiges Mädchen, ein blondes, breitschultriges und ein kleines, blondes — sehr appetitlich in ihren selbstgesponnenen Kleidern und mit den glatt geschleifteten Haaren, so frisch, als ließen sie sich nicht von jedweder fremden Hand betasten. Es scheinen Bauerntöchter aus dem nahen Dorfe zu sein, die aus einem guten, wohlhabenden Heim stammen.

Der Gärtner wendet sich an die Schlanke, Dunkeläugige, die schreibt.

„Ich glaub', Du schreibst alle Abend Liebesbriefe, Lina!“

Sein beinahe heufarbener Schnurrbart ist heller als die sonnengebräunte Haut, hängt über die Lippen herab und zittert, wenn er spricht.

„Das is kein Liebesbrief!“

„Laß mal sehen!“

Der Gärtner streckt die Hand aus, doch sie deckt schützend die langen, dünnen Finger über den Brief und lächelt.

Als er aufsteht, kößt sie einen kleinen Schrei aus, der jedoch in Lachen übergeht. „Willst Du mich wohl in Ruhe lassen, Peddersen!“

Die kleine Blonde schlägt lachend die Hände zusammen. „Etwas so Späßiges ist mir noch nicht vorgekommen.“

Sie hat weit offene Augen und blauacüberte Schläfen, und der Kutscher starrt sie an, indem er den dunklen Flaum der Oberlippe streicht.

Der Wöttcher und der Schmied strecken behaglich die Beine von sich, wie Leute, die an angenehmem Orte die Abendruhe genießen, und dabei rauchen sie, aber sehr mäßig. Aus der Drainstube ertönt ein Schrei, und aller Antlitz spiegelt das lebhafteste Interesse wider.

„Ich hatte doch geglaubt, Stine sei ein anständiges Mädchen!“ sagte die Dunkeläugige.

„Das glaubte ich auch, Lina!“ Der Gärtner betrachtet mit lechzenden Augen ihren schlanken, biegsamen Rücken.

Die derbe Blondine durchbeißt eifrig den Nähfaden. „Und dann etwas einzunehmen!“ sagt sie.

„Ja, es ist kaum zu glauben!“ Die kleine Blonde läßt die Hände in den Schoß sinken und verliert das Häkelgarn.

Der Kutscher reicht ihr das Knäuel. „Was für 'n süßes kleines Ding das doch ist!“ sagt er in seiner weichen Mundart und so, als meine er sie selber damit.

„Dafür liegt sie nun auch da in ihren Schmerzen.“ sagt die kräftige Blonde, über ein Nähzeug gebeut. Sie hebt die Stimme: „Und dann dürfen wir auch nicht vergessen, daß es ein Verbrechen ist!“

„Ja, geradezu ein Verbrechen!“ bekräftigt die Schlanke. Die Breite zieht das Licht näher heran, um besser sehen zu können. Ich glaube beinahe, die Leute hier auf dem Gut werden alle miteinander verrückt. Die Meieristin . . . na, ich weiß selber nich, wie die is — aber ich will nichts gesagt haben.“

Der Gärtner seufzt.

Pause.

„Na, auf dem Schlosse drüben gehts heute abend auch heiß her.“ sagt der Kutscher.

Alle gespannt: „So—o?“

„Zawohl. Heute ist Herrengesellschaft, und man hat nach Rasmus ins Schneckenhaus geschickt!“

Dann ist der Inspektor heut abend gewiß nicht zu Hause.“ wirft der Wöttcher dazwischen.

Doch der Schmied sagt: „Na, wenn Rasmus jenseits des weißen Geländers ist, dann kann man sich auf was gefast machen!“

„Was soll er denn da?“ fragt die Kleine naiv.

„Ja, was soll er da. — hm! — — Er soll die schweinigelhaftesten Worte sagen, die er kennt, und für jedes neue Wort, das sie noch nicht gehört haben, bekommt er eine Mark.“

Der Gärtner streicht seinen Bart: „Dann werden wir sie wohl gegen Mitternacht — wenigstens einige davon — hier nebenan in der Jungfernkammer haben!“

„In der Mädchenkammer?“ Der kleine blonde Meiereilehrling macht große, verwunderte Augen.

„So wahr ich Peddersen heiße!“

„Na, so was ist mir noch nicht vorgekommen.“ Sie hält einen Augenblick mit Häkeln inne.

Der Autscher blickt sie fragend an.
Die Schlanke schließt ihren Brief.
Nach einer kleinen Pause fragt der Wöttcher den Schmied
leise, ob Ras Buns noch nicht zurückgekommen ist.
„Nein. Ich glaube, er tut sich ein Leids an.“
„Wann lief er denn davon?“
„Gestern, als Per Holt und Sophie zur Kirche fuhren,
rampte er davon.“
„Es ist 'ne Schande, wie sie den armen Tropf zum Besten
gehabt haben!“

„Ja, Das war wohl 'ne stolte Hochzeit!“
Alle: „Das war's!“
„Ja, einen Skandal haben sie da drüben in den Räiner-
häusern gemacht, daß es 'ne halbe Meile weit zu hören war.
Der rote Jenz steckte Jakobus kopfüber in die Schweinetonne
— beinahe wäre er erstickt. Und Per Holt gab dem Vorknecht
Lammes ein paar ordentliche hinter die Löffel.“

Der Gärtner prustet in seinen Bart: „Ja, Per ist allezeit
ein böser Bursche gewesen; ich kenne ihn vom Kloster her!“
„Und dann der arme Ras!“ sagt der Wöttcher.
„Ja, ich glaube, er tut sich ein Leids an. Ich glaub's.“
Der Schmied steckt die Pfeife in die Tasche.

Draußen breitet sich die Dunkelheit aus über die eigen-
tümlichen Geschehnisse des Lebens und das böse und gute Tun
der Menschen.

Wie mit einer Niesenkappe hüllt die Dunkelheit das alte
Gut ein, so daß kein Stern hindurchschimmert.

Nur der Wächter leuchtet. Den Hund an der Seite
schreitet er langsam an allen Ansehengebäuden vorüber, in der
Hand die Laterne haltend, die in der feuchten Nebelluft einen
verästelten Lichtkreis verbreitet. Er wandert durch die
Ställe, wo das Licht die langen Reihen der Stallfenster ent-
lang gleitet. Er geht um alle Gebäude herum, nördlich am
Vorwerk vorbei dem Schlosse zu, wo er die Stundenzahl vor
dem Schlafstubenfenster des Kammerherrn abrufft, und dann
tritt er gen Süden wieder den Rückweg an.

(Fortf. folgt.)

Amerikanische Reiseskizzen.

2]

Von Philipp Scheidemann.

Allerlei Verkehrsmittel.

Die amerikanischen Straßenbahnwagen sind fast durchweg
doppelt so groß wie die deutschen. Für jedes Verkehrsmittel gelten
Einheitspreise. Die besonders weit ausgedehnte Fahrt mit dem
bequemen Autobus kostet in New York 10 Cents, während die Trolley
auf der Streetcar (Straßenbahn) nur 5 Cents kosten, etwas über
20 Pfennig. Denselben Preis zahlt man auf der Hochbahn und
der Subway (Untergrundbahn). Die letztere ist ein geradezu
ideales Verkehrsmittel und kann den europäischen Großstädten als
Vorbild warm empfohlen werden. Zwar ist die Pariser Unter-
grundbahn zweckdienlicher eingerichtet, als die Berliner, aber im
Vergleich mit der New Yorker Subway bleibt auch Paris weit
zurück. Während die Straßenbahnen auf Verlangen an jeder
Straßenecke halten müssen, gibt es für Hochbahn und Subway be-
stimmte Haltestellen. Auf der Untergrundbahn laufen lokale und
Expresszüge nebeneinander. Was das für den Verkehr zu bedeuten
hat, will ich an einem Beispiele klar machen. Nehmen wir an, daß
jemand an der 14. Straße in die Subway einsteigt, um nach der
100. Straße zu fahren. Dann steigt er zunächst in den links auf
dem Bahnsteig stehenden Express-Zug und fährt mit riesiger
Schnelligkeit bis zur 148. Straße. Dann steigt er in den rechts
auf demselben Bahnsteig fahrenden Lokalzug, der an der
150. Straße hält. Wer einmal seine 5 Cents bezahlt und das
Ticket unter der Kontrolle eines Beamten beim Eintritt in die
Subway in einen Glaskasten geworfen hat, der kann dann (in der-
selben Fahrtrichtung) fahren, so weit er mag. Eine Abgabe der
Billetts am Schluß der Fahrt kennt man in Amerika weder bei
Verkehrsmitteln innerhalb der Städte, noch auf den Eisenbahnen.

Nachmittagszeit sind auch die Wageneinrichtungen der Sub-
way. Die Züge führen alle etwa 10 Durchgangswagen,
so daß die schnelle Verteilung der Passagiere auf den ganzen Zug
möglich ist. Jeder Wagen hat drei breite Seiteneingänge, je einen
an den Enden und einen in der Mitte. Alle drei Türen öffnen und
schließt ein einziger Mann durch eine mechanische Vorrichtung.
Sobald die Türen in dieser Weise geschlossen sind, kann sie ein
Passagier nicht mehr öffnen. Alle Versuche, noch in den Wagen
zu kommen, nachdem die Türen geschlossen sind, unterbleiben in-
folgedessen. Dadurch werden Unglücksfälle, wie sie namentlich auf
der Untergrundbahn in Berlin vorgekommen sind zur Unmöglich-
keit gemacht.

Straßenbilder.

Die auffälligsten Straßenbilder werden gestellt von den Stiefel-
putzern. Das Stiefelputzen gilt als unfaire Arbeit, deshalb
kräuben sich Portier, Haus- und Zimmermädchen dagegen. Jeder

Stiefelputzer hat eine Schüssel auf der Straße stehen. Auf kleinen Galerien stehen
Stühle, zu denen man hinauf klettert, um den Putzern die Arbeit
recht bequem zu machen. Während Mr. Wächter bemüht ist, dem
Kunden neuen Glanz beizubringen, liest dieser eine Zeitung. Viel-
fach befinden sich Schuhputzhände auch in den Erdgeschossen der
Hotels und in Barbierstuben.

Die Schuhleute sind zumeist Irländer, ausnahmslos kräftige
Kerle. Sie haben lange Gehstöcke an und kletterten mit einer
Kopfschutzhülle, die den in Deutschland gebräuchlichen Feuerweh-
rhelmen ähnelt. Aber die Hauptsache: um das Gelenk der rechten
Hand haben sie einen Lederriemen, an dem ein solider Knüppel
hängt. In verschiedenen Städten habe ich die Beobachtung machen
können, daß die Knüppel mit farbigen Bändern geschmückt oder
gar am Griff mit zierlichen Schnitzereien versehen waren. Ein
schlechter Trost für die, denen die Köpfe oder Arme mit dem
Knüppel entzweigeschlagen werden.

Nicht wenig überrascht war ich, als ich bemerkte, daß größere
Arbeit durchweg in Handschuhen verrichtet wird. Maurer und
sonstige Bauarbeiter, Pflasterer, Autscher usw. — alle tragen dicke
lederne Handschuhe bei der Arbeit. Bei der Möglichkeit, sehr oft
den Beruf wechseln zu müssen, ist jeder bemüht, seine Hände
möglichst gut in Stand zu halten.

Großes Vergnügen haben mir die militärischen Werbe-Plakate
gemacht. Auf dem Bürgersteig steht vor einem Laden ein riesiges
Plakat, daneben ein auffällig und sauber gekleideter Soldat. Das
Plakat stellt auf der Vorderseite eine paradiesische Landschaft dar.
In einem Hosen liegt ein amerikanischer Kreuzer. An Bord und
an Land sieht man die Soldaten allerhand Sport und Alotria
treiben. In großen Lettern ist unter dem Bilde zu lesen: „Männer,
werdet Soldaten! Kommt zu unserer Marine! Gute Behand-
lung — Hoher Sold — Schöne Auslandsreisen! Anmeldungen
werden hier im Laden angenommen.“ — Auf der Rückseite des
Plakats wird für die Infanterie oder Artillerie geworben. Der
Soldat, der die Anmeldungen entgegennehmen soll, steht, wie mir
gesagt worden ist, oft viele Wochen lang, ohne daß einer kommt,
der auf die schönen Auslandsreisen hineinfällt. Die Vereinigten
Staaten haben große Mähe, ihre Schiffe ausreichend zu bemannen.

Die Heilsarmee auf dem Union-Square.

Eine Gruppe von Heilsarmee-Soldaten in der bekannten
Uniform rückt an. Vorneweg die Fahne und einige Musikanten.
Run machen sie Halt. Sie bilden einen Kreis. Einer tritt in die
Mitte und predigt. Von drei zu drei Minuten wird ein Tusch
geblasen und ein Vers gesungen. Immer mehr Neugierige ver-
sammeln sich, immer aufgeregter werden der Prediger, die Tuschs
und die Refrains. Bald singen schon einige aus dem Publikum
mit, und nun ist es, als sei die ganze Gesellschaft meschugge ge-
worden. Die Trommel wird noch heftiger gerührt, die Waden der
Trompetenbläser werden noch höher, der Gesang noch lauter. Der
predigende Soldat ist wieder ins Glied getreten, ein anderer hat
ihn abgelöst, der nicht nur mit dem Munde, sondern auch mit
Händen und Füßen redet.

Da endlich ist einer müde geworden. Ein junger Mann,
bleich wie der Tod, hat sich durch die Versammelten einen Weg
gebahnt, tritt in den Kreis und wirft sich auf die Knie. Sofort
hebt sich ein Soldat der Heilsarmee neben ihn und redet mit ihm
eindringlich zu. Der Prediger redet noch mehr mit Händen und
Füßen, die Fahne wird über dem neuen Mann geschwenkt, die
Trommel wird heftiger gerührt und — dann zieht die ganze
Gesellschaft von dannen: vorn die Musik und die Fahne, dann
zweimal je zwei Soldaten, dann der neugewonnene Mann, links
und rechts von einem Kameraden am Arme gehalten. Dann folgt
der Rest! Mit schmetternden Tönen ziehen sie von dannen:
Scho—hon wie—der ci—ne See—heele gerettet!!

Am anderen Ende des Platzes, an einer sehr belebten Straßen-
ecke, hat ein Mann Posto gefaßt, der für eine politische Partei
Propaganda macht. Sein Publikum wechselt fortwährend. Jeder
der Zuhörer lauscht einigen Sätzen und geht dann weiter. Der
Policeman paßt auf, daß die Versammlung nicht gestört wird.

Theater und Kirchen.

Das englische Theater soll sich angeblich im Laufe der Zeit
erheblich gebessert haben. Wenn das richtig ist, könnte man sich
dieser Tatsache freuen. Aber jeder, der früher nicht hat hinein-
gehen müssen, kann dann auch froh sein. Ach, Du lieber Gott!

Eines der besten Kunstinstitute der Welt, nicht nur New Yorks,
ist die Metropolitan-Oper. Da treten die glänzendsten Sterne aus
aller Welt auf. Vorzüglich ist auch die Century-Oper, in der ich
„Hoffmanns Erzählungen“ hörte. Das Deutsche Theater am
Irving-Place, dessen Direktor zurzeit der vortreffliche deutsche
Schauspieler Rudolf Christians ist, verfügt über ein künstlerisch
sehr hochstehendes Ensemble. Es ist eine wirkliche Pflanzstätte
dramatischer Kunst, also eine Case in der New Yorker Theaterwelt.

Von wirklich phänomenalen Dimensionen ist das New Yorker
Varieté „Hippodrom“. Auf der Bühne dieses Theaters sollen 3000
Menschen Platz finden. In einem Ausstattungsstud „America“
habe ich geradezu ungläubige Darbietungen gesehen. Zwei Szenen
will ich skizzieren: Aus einem Gebirge, das in echt amerikani-
scher Kühnheit aufgebaut ist, kommen einige mit Männern und
Frauen besetzte Automobile herangerast. Sie sind vom richtigen
Wege abgekommen, werden zu spät gewarnt und stürzen nun über
steile Felsen in einen See — spurlos verschwinden sie im Wasser.

Eine andere Spitze hatte man bei Gehirnsbohrer. Aus einem See führt eine Freitreppe nach dem Südturm eines imposanten Schlosses hinauf. Etwa 20 bis 30 junge Damen, alle sehr appetitlich kostümiert, kommen reihenweise, zehn oder zwölf nebeneinander, Hand in Hand und fröhlich singend die Freitreppe herunter. Sie gehen von Stufe zu Stufe bis an das Wasser, gehen in das Wasser, bis ihnen die Wellen über den Köpfen zusammenlagern!!

Sie bleiben lange Zeit verschwunden. Man hat sie bei dem schnellen Wechsel der Szenen längst vergessen — da kommen sie, wie sie in das Wasser gegangen — „Hand in Hand“, eine Reihe nach der anderen, wieder heraus.

Schlimmer noch als bei uns beherrscht in Amerika der Klentopp das Feld. In den großen Städten öffnen diese Kunsttempel schon am frühen Morgen ihre Pforten. Dort befinden sich fünf bis sechs solcher Moving Pictures (sprich Movingpictures, sich bewegende Bilder) nebeneinander. Hier und da sind auch ehemalige Kirchen in Klentopp umgewandelt. Man darf dabei allerdings nicht vergessen, daß es in Amerika Kirchen wie Sand am Meer gibt. Mitunter befinden sich deren gleich ein halbes Duzend in einer einzigen Straße. Da sieht man neben wirklichen Puntgebäuden elende Erweiterungen als Kirchen. Da die Religion in den Vereinigten Staaten eine wirkliche private Angelegenheit ist, gründen allerlei merkwürdige heilige Sekten und halten Gottesdienst ab. Sie veranstalten dann Sammlungen, um sobald als möglich eine eigene Kirche zu haben. Manche dieser Gemeinden betreiben natürlich und veranstalten dann einen Kirchenausverkauf. Etwa sechsmal habe ich in verschiedenen Städten Plakate an Kirchen gelesen des Inhalts: „Zu vermieten!“ oder „Zu verkaufen!“ Man ist übrigens in der Verwendung der Kirchen nicht so prüde wie bei uns. Es kommt sogar vor, daß in christlichen Kirchen getanzelt wird. Um Besucher anzulocken, werden Eis-Creame und allerlei Süßigkeiten gratis zur Verfügung gestellt. In Philadelphia hatten die Arbeiter die Versammlung, in der ich zu sprechen hatte, zu meiner nicht geringen Ueberraschung in einer großen Synagoge veranstaltet. Ich nehme an, daß man sie ausgeschwefelt hat, bevor wieder Gottesdienst darin abgehalten wurde. Für die religiösen Gemeinschaften werden in den Vereinigten Staaten, so ist mir häufig berichtet worden, geradezu ungeheure Opfer gebracht.

Amerikanische Versammlungen.

Ich habe mich trotz langen Sträubens zur Veröffentlichung dieser Reiseskizzen endlich entschlossen, um Ruhe zu bekommen vor allerlei roten Quägeistern. Selbstverständlich kann es mir nicht einfallen, im Rahmen dieser Skizzen die amerikanische Arbeiterbewegung schildern zu wollen. Das muß besseren Kennern der amerikanischen Verhältnisse vorbehalten bleiben. Was ich im Feuilleton über die Arbeiterbewegung in den Vereinigten Staaten zu sagen wünsche, will ich in den folgenden Kapiteln aufzeichnen. Zunächst will ich indessen den Verlauf einiger Versammlungen schildern, die keineswegs einzig in ihrer Art waren.

Mit Pauken und Trompeten! Vor einem Versammlungslokal wurde ich von einer Musikkapelle erwartet. Sie formierte sich sofort und marschierte voran, einen echt amerikanischen Marsch blasend und trommelnd. Zwei Männer hatten mich in die Mitte genommen, andere schoben uns voran. Mir war zu Mut, ich weiß nicht wie. Ein unbeschreibliches Getöse umringt uns beim Eintritt in den Saal. Mir wurde wohl tausendmal die Hand geschüttelt. Schließlich war ich mehr tot als lebendig bis an die Bühne geschoben und gehoben worden. Die Kapelle begann von neuem zu spielen, Hochrufe folgten. Dann berichtete ein Mann von der Bühne herunter, was ich in seinen Augen für ein Mensch sei. Er war so freundlich, mir allerlei Gutes nachzurufen. Ich kam mir vor wie ein Mann, der die Leichenrede hört, die ihm ein Freund hält. Er stellte dann einen anderen Mann vor, der die Versammlung leiten werde. Dieser andere Mann schilderte zunächst, was ich in seinen Augen bedeute — er war noch freundlicher, als sein Vorredner. Aber er war grausam genug, mir das Wort noch nicht zu erteilen. Er erteilte es vielmehr einem Gesangsverein, der nun ein Begrüßungslied sang und dann auf den Weifall hin noch eine Zugabe stiftete. Dann übergab mir eine junge Dame einen riesigen Blumenstrauß, mit dem ich in dieser Situation zunächst nichts anzufangen wußte.

Schließlich wurde ich „vorgestellt“ und konnte mit meiner Rede beginnen. Aber ich war durch die Strapazen der letzten halben Stunde so nervös geworden, daß ich wieder alles das in der Versammlung sah, was ich längst überwunden zu haben glaubte. Ich sah, daß in jeder Reihe drei oder vier Männer und Frauen Summi lauten. O, das ist entsetzlich! . . . Wohin ich blicken mag, hier laut einer, da laut einer! Unaufhörlich und anscheinend unermüdet, lauten sie und lauten! Ich fing während meiner Rede an zu zählen: in der ersten Reihe lauten 4, in der zweiten 3, in der dritten aber 9 . . . Ich mußte zählen, ob ich wollte oder nicht; hier lauten 3, dort lauten 7, im ganzen Saale lauten mindestens 200. —

*) Soeben hat die Generalkommission der Gewerkschaften ein Buch Carl Regiens: „Aus Amerikas Arbeiterbewegung“ herausgegeben, das eine Fülle von interessanten Tatsachen enthält. — Das Buch ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen und kostet broschiert 1,75 M., gebunden 2,— M.

Eine andere Versammlung. Es herrschte Kirchenruhe im Saale. Man hatte mir gesagt, daß Anarchisten, Syndikalisten und ähnliche Zeitgenossen mir entgegenzutreten wollten. Schön, hatte ich gesagt, es soll mir angenehm sein. Daß es den Herren an Anknüpfungspunkten für eine Debatte nicht fehlt, soll mein eifriges Bemühen sein. — Und ich streichelte und liebte den Anarchismus und Syndikalismus in meiner Rede in wirklich „anregender“ Weise. Totenstille herrschte im Saale — bis plötzlich ein Säugling ein furchtbares Geschrei begann. Ich schwieg einige Sekunden und sagte dann, da der Schreihals sich nicht beruhigte: „Nur ein junger Mann opponiert mir bis jetzt.“ Dabei sah ich hilfesüchtig nach der Mutter des Kindes. Diese drückte den kleinen Anarchisten so fest an die Brust, daß er für einige Minuten wirklich schwieg. Ich hatte kaum begonnen, wieder zu reden, da begann der kleine Kerl wieder zu schreien, als ob er am Spieß stehe. Da die Frau noch immer keine Anstalten traf, mit dem Kinde hinauszugehen, sagte ich nun: „Der junge Mann opponiert weiter, aber die eigentliche Diskussion fängt erst nach meinem Vortrag an. Vielleicht kann er sich entschließen, bis dahin draußen zu reden.“

Nun endlich ging die Frau mit dem Kinde hinaus. Ich bin aber fest überzeugt, daß nicht nur sie mir mein Verhalten übel genommen hat; mindestens haben es die zwanzig anderen Frauen, die mit Kindern im Saale saßen, auch getan. Uebrigens ist mir später gesagt worden, daß das Geschrei die Aufmerksamkeit der Versammlung nicht im geringsten gestört habe. Dergleichen Störungen bemerke der Amerikaner nicht, wenn die Aufmerksamkeit einmal auf einen bestimmten Punkt konzentriert sei.

Ich will übrigens bemerken, daß mir nirgends, abgesehen vielleicht von der Schweiz, unklare Köpfe, die sich für Anarchisten oder Syndikalisten halten, vorgekommen sind, als in den Vereinigten Staaten.

Die Schwierigkeiten der Agitation.

Unsere deutschen Genossen können sich kaum eine Vorstellung machen von der Schwierigkeit der sozialistischen Agitation in den Vereinigten Staaten. Zwar haben es unsere Genossen dort noch leichter als wir, an drastischen Beispielen den Widerstand der kapitalistischen Gesellschaftsordnung zu beleuchten. Was ist schließlich „unser Krupp“ im Vergleich zu den milliardären Vanderbilts, Astors, Goulds, Carnegies usw. Aber es genügt nicht, die drastischen Beispiele zu haben, man muß sie auch der proletarischen Masse vortragen können! Nun stelle man sich eine amerikanische Stadt vor: nirgends ein Proletariat mit einheitlicher Sprache und wenigstens einigermaßen gleichen Lebensansprüchen. Tag für Tag wandern Tausende in Amerika hinzu aus aller Herren Ländern. Neben der geringen Zuwanderung aus Ländern mit entwickelter Wirtschaft und politischen Rechten kommen ungeheure Massen aus den rückständigsten Ländern. Unter diesen Einwanderern gibt es viele, die sich schon wie im Paradiese vorkommen, wenn sie in Amerika nur zu Dritt in einem Boot liegen, statt dabeim zu fünft oder zu Sechst auf elenden Britschen und erbärmlichen Strohlagern. Diese armen Teufel für den Sozialismus zu gewinnen, wäre eine dankbare Aufgabe, wenn man nur — an sie herankommen könnte! Wenn man alle Sprachschwierigkeiten zu überwinden vermöchte, wenn man sprachkundige Genossen für die Duzende von Sprachen, die in den Vereinigten Staaten gesprochen werden, fände — wie und wo findet man dann wiederum die, an die man sich wenden will?

Man stelle sich die Verbreitung von Flugblättern vor. Zwar wohnen bestimmte Rationalitäten zumeist auch in bestimmten Quartieren der Großstädte. Aber trotzdem! Es kann sehr leicht vorkommen, daß ein in deutscher und englischer Sprache verfaßtes Flugblatt in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet wird, und daß trotzdem nur hundert von allen den Empfänger imstande sind, das Blatt lesen zu können. So hat auch die Parteipresse mit geradezu ungeheuerlichen Schwierigkeiten zu rechnen. Wie die gesamte bürgerliche Presse in Amerika, ist auch sie fast ausschließlich auf den Strahenverkauf angewiesen; feste Abonnenten stellen Ausnahmen dar.

Mit diesen wenigen Angaben ist aber das Register der Schwierigkeiten, die sich unseren Genossen bei ihrer Agitationsarbeit entgegenstellen, noch lange nicht erschöpft. Das Schlimmste sind schließlich die Kämpfe der Arbeiter untereinander. Immer und immer wieder wiederholen sich die Streitigkeiten um die „richtige“ Taktik. Die Taktik der Socialist Party nähert sich sehr der deutschen. Dafür wird sie heftig bescholten von dem Rest der Socialist Labor Party, deren Wochenblatt nichts Besseres zu tun weiß, als die Socialist Party unausgesetzt zu beschimpfen. Wenn es vom Reichsverband zur Bekämpfung der Sozialdemokratie bezahlte würde für seine Leistungen, so könnte es gewiß nicht mehr zugunsten der Kapitalisten leisten, als es jetzt in seiner unbeschreiblichen Kurzsichtigkeit und offenbar gegen seinen Willen tut. Während das genannte Blatt in der (allerdings sehr beschränkten) Öffentlichkeit „wirkt“, lähmen die „fremden Männer“ und Verbände der einzig richtigen Taktik die Parteibewegung mehr im stillen. Sie vereiteln durch ihr scheinrevolutionäres Gerede in den Parteiversammlungen den eifrigsten Genossen schließlich die Parteiarbeit. Dabei kann man ihnen auch nicht den Vorwurf machen, daß sie absichtlich die Partei schädigen. Sie kommen zumeist aus rückständigen Ländern, vornehmlich aus den Gebieten, in denen

der hat sein Szepter schwingt. Sie sehen, daß es auch in Amerika Elend genug gibt — deshalb ist's für sie „genau wie bei uns“! Sie verkennen vollkommen die ganz andere politische und gewerkschaftliche Beschäftigungsmöglichkeit in den Vereinigten Staaten! Sie begreifen nicht, daß man in einem Lande mit allerlei politischen Rechten eine andere Taktik anwenden muß als etwa in Rußland. Und deshalb halten sie die Genossen, die Land und Leute wirklich kennen und dementsprechend ihre Taktik einrichten, für Parteiverderber. Da der Zustuß auch vieler Intellektueller aus politisch rückständigen Ländern groß ist, so wiederholen sich, wie mir versichert wurde, manche Diskusstionen mit erstaunlicher Regelmäßigkeit von Zeit zu Zeit. Wahrhaftig, ich habe Neßpeß bekommen vor den braven Genossen, die in Amerika unermüdet und unverdrossen für die Interessen des internationalen Proletariats kämpfen — trotz aller dieser Widerwärtigkeiten.

Die sozialistische Bewegung geht denn auch trotz scheinbar unüberwindlicher Schwierigkeiten stolt vorwärts. Das beste Kennzeichen dafür war ja die letzte Präsidentenwahl, bei der für unseren Präsidentschaftskandidaten Debs nahezu eine Million Stimmen abgegeben worden sind. Jetzt wird es noch etwas flotter vorangehen, nachdem man zur Gründung besonderer Sprachgruppen innerhalb der sozialistischen Partei übergegangen ist. Vorbildlich wirkt die deutsche Sprachgruppe, die eine eifrige Tätigkeit entfaltet. Sie ist bemüht, die deutschsprechenden Männer und Frauen zu gewinnen. Da kein Mensch in Amerika daran denken kann, einen andern maßregeln zu wollen, weil er Sozialist ist, zählt unsere Partei eine große Anzahl Intellektueller zu ihren Mitgliedern. Bekannte Geistliche und Professoren gehören der Partei in verhältnismäßig großer Zahl an. (Fortf. folgt.)

Kleines Feuilleton.

Duwid, das Wunderkind. Der Ruhm des in Petersburg mit großem Beifall aufgenommenen Wunderknaben Willi Ferrero ist sogar bis in die gute Stadt Kremenez im Gouvernement Wolhynien gedrungen; mit Staunen vernahmen die Einwohner von Kremenez von den musikalischen Großtaten des kleinen Willi und von — den riesigen Einnahmen, die der Knabe erzielt. Und daraus erwuchs die folgende lustige Geschichte. Ihr Geld ist der Duwid Soloweitschil, ein ansehnlicher Kopf, der mit Korn und Vieh und anderen Landesprodukten handelt und es in Kremenez schon zu etwas gebracht hat.

Dem Duwid Soloweitschil ließen die Erfolge des kleinen Ferrero keine Ruhe — er sah, daß in dieser Branche was zu machen ist und er sah auch, daß man eine Konjunktur ausnutzen muß. Endlich hatte er's. Eines Tages erklärte er schlicht, das mit dem Ferrero sei gar nicht so arg, er habe ein Klavier aus Kiew kommen lassen und sein Sohn, der kleine achtjährige Duwid spiele darauf, daß es eine Art habe. In der Tat spielte der kleine Duwid auf dem teuren Klavier, daß alle Leute, die ihn hörten, staunen mußten. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich durch ganz Wolhynien das Gerücht, daß der kleine Duwid, der Sohn vom Duwid Soloweitschil ein Wunderkind sei. Man beneidete den Duwid — der Kerl hatte doch in allem ein unberühmtes Glück; da hatte er im Herbst vom verachteten Grafen Czotzki die Partie Weizen halb umsonst, eigentlich ganz umsonst gekauft, und nun war der Duwid ein Wunderkind!

Papa Duwid aber nutzte die Situation gründlich aus, arrangierte ein Konzert, zu dem ganz Kremenez und Umgegend anwesend war, und der kleine Duwid spielte, daß die Leute Augen, Ohren und die Schnäbel aufsperrten; er spielte die schwierigsten Sachen herunter und er domerte darauf los, daß es einem angst und bange werden konnte um das teure Klavier. Der alte Duwid aber hat nur gelacht und er hat das Geld aus der Kasse eingesackt, an die dreihundert Rubel. Alles ist gut gegangen und die feinsten Kenner haben gesagt, da könne der Ferrero einpaßen, an den Duwid komme er nicht heran.

Am Unglück hat aber der Duwid niesen müssen, und wie er das Taschentuch gezogen hat, um sich zu schneuzen, da ist das Spiel weiter gegangen und der Musiknehmer, der ein fein gebildeter Mann ist, hat gerufen: „Das ist ja ein mechanisches Klavier, man hat uns betrogen; Geld zurück!“ Es ist ein gar gewaltiger Skandal angegangen; die Leute haben sich auf den Duwid gestürzt und haben ihr Geld zurückverlangt, aber der Duwid hat nichts hergegeben und da hat man ihn denn windelweich verlaufen, aber das Geld hat er doch nicht hergegeben, denn er hat gesagt, daß er nicht angezeigt habe, ob Duwid selbst spielen oder nur an einem mechanischen Klavier sitzen werde. Da hat man dem Duwid recht geben müssen — ist er doch ein feiner Kopf.

Am anderen Tage ist der Soloweitschil weggegangen mit dem Duwid und dem Klavier, denn er wird die Konjunktur ausnutzen in Wolhynien, Podolien und Bessarabien; dem Duwid hat er aber kein Taschentuch gegeben, möge geschehen was da wolle; man kann eine Konjunktur nicht verderben, weil ein dummer Junge Schnupfen hat!

Psychologisches.

Das Farbensehen und Farbensmeken. „Ich habe Rot gesehen“ ist ein landläufiger Ausdruck. Wenn es sich

dabei auch zumeist um einen bildlichen Ausdruck handelt, so beruht die Erscheinung des Rotsehens in Wahrheit doch auf einer durchaus realen Erscheinung. Das Rotsehen ist von der Wissenschaft genau erforscht und hat auch einen eigenen Namen erhalten: es ist dem Gelehrten als „Erythroptie“ bekannt. Zumeist handelt es sich dabei um ein vorübergehendes Phänomen, das sich darin äußert, daß der Betreffende alle hellen Gegenstände in einem rosa Lichtschimmer erblickt. Es tritt am häufigsten bei Wutanfällen ein, kann aber auch die Begleiterscheinung großer körperlicher Ermüdung sein und tritt schließlich auch auf bei plötzlichem Erwachen aus tiefem Schlaf oder bei dem unmittelbaren Uebergang aus heller Beleuchtung in das Halbdunkel. Man hat es ferner auch als Vorboten eines epileptischen Anfalles oder eines Schlaganfalles beobachtet, und schließlich auch häufig bei Personen, die am Star operiert worden sind. Besonders interessant wird es in Verbindung mit Sinnesstörungen, wie sie bei bestimmten neurotischen Krankheitsformen aufzutreten pflegen.

Das farbige Sehen ist eine der häufigsten Erscheinungen der Art. Man kennt den Fall des Musikfreundes, der nur die ersten Takte von Beethovens Pastoralsonate zu hören brauchte, um den Eindruck zu haben, daß alle Gegenstände, die er sah, mit einem grünen Schleier bedeckt zu sein schienen. Es gibt zudem nicht wenig Personen, die bei dem Hören der Stimme eines Sängers oder des Klanges eines Instrumentes Lichtempfindungen haben, die eine Farbenflut von Blaurosa bis zum tiefen Rot durchlaufen. Auch die anderen Sinne können, wie das Gehör, derartige Farbenbilder dem Auge vorpiegeln. So erzählt man beispielsweise von einem jungen Mädchen, das beim Einatmen der ersten Züge des zu seiner Karose verwendeten Chloroforms ausrief: „Ach das schmeckt ja ganz rosa“. Und ein französischer Arzt wußte erst kürzlich von einer Dame zu erzählen, die alles in hellroter Farbe vor sich sah, sobald sie stark gewürzte oder gesäuerte Speisen aß.

Was die Ursachen anbetrifft, die diese „Erythroptie“ auslösen, so hat man diese vermutlich in einer Reizung des Nervenentrums zu erblicken. Eine Anzahl Aerzte wollen indessen die Erscheinung auf ein Symptom zurückführen, das sich aus einer Netzhautreizung herleitet. Aber wenn man die Wahrheit sagen soll, so wird man sich zu dem Eingeständnis bequemen müssen, daß uns der Mechanismus dieser merkwürdigen Vorgänge bis zur Stunde noch völlig unbekannt ist.

Aus der Geschichte der Erfindungen.

Der erste Erfinder des Blitzableiters. Der Welt gilt Franklin als der Erfinder des Blitzableiters und ihm gebührt auch der Ruhm, als erster das Prinzip der noch heute verwendeten Form des Blitzableiters aufgestellt zu haben; aber man hat vergessen, daß ein gelehrter deutscher Geistlicher, der Pfarrer P. Procopius Divisch, schon lange vor Franklin dem Problem der künstlichen Blitzableitung eingehende Studien und Versuche gewidmet hatte, aus denen ein brauchbarer Apparat hervorging. Es war dem im Jahre 1754 von Divisch in dem Dorfe Wenditz aufgestellte Blitzableiter, den der Erfinder „Konduktor“ oder „Wetterstange“ nannte. In der Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ berichtet Dr. Eduard Hanel über diesen eigenartigen Apparat und seinen von der Welt vergessenen Erfinder.

Divisch, der in dem Dorfe Wenditz gewissenhaft seinen Seelsorgerberuf ausübte, erfreute sich mit Recht als Pfarrer und Mechaniker eines großen Rufes; mehr als einmal berief ihn Maria Theresia nach Wien, um sich von dem gelehrten Gottesmanne physikalische Experimente vorführen zu lassen. Divisch ging von dem Gedanken aus, die atmosphärische Elektrizität den Gewitterwolken zu entziehen und ohne jedwede Gefahr für die Umgebung abzuleiten. Franklin wollte die Luft konzentrieren, zur Entladung bringen und erst dann ableiten. Die Wetterstange des Pfarrers von Wenditz erweist sich als ein etwas komplizierter, aber sinnreicher Apparat. Von einer Stange gehen vier wagerechte Querarme aus, die an ihren Enden, auf kurzen senkrechten Stäben kleine etwa 30 Zentimeter lange Käßchen aus Eisenblech tragen, die mit Eisenfeilspähnen gefüllt und mit durchlöcherter Deckeln verschlossen sind. In jedem der Löcher steht ein etwa 6 Zentimeter langer zugespitzter Metallstab, dessen unteres Ende in die Eisenfeilspähne hineinreicht. Zur Ableitung der Elektrizität ist die Eisenstange mit einer weit in den Erdboden hineinreichenden Eisenfette verbunden.

Die ersten Versuche mit diesem Blitzableiter bewährten sich vortrefflich. Allein in den Sommern 1755 und 1756 traten in der Znaimer Gegend anhaltende Stürme ein, und die abergläubischen Bauern begannen diese Heimsuchung der bei dem Pfarrhause aufgestellten Zaubermaschine zuzuschreiben. Es kam zu Zusammenrottungen, und im Sommer 1758 schritten die Bauern zur Tat: sie zerstörten das unheilvolle „Teufelswerk“. Das vor kurzem unter der Leitung des Stadtmuseums im Znaimer Burghofe aufgestellte Modell der Wetterstange des gelehrten Pfarrers ist die getreue Nachbildung des Originals, jedoch in kleinerem Maßstabe; der Apparat ist 15 Meter hoch, während die Feinzeit von dem Erfinder errichtete Wetterstange nicht weniger als 30 Meter Höhe aufwies.

Divisch teilte das Los vieler Erfinder: seine ersten Versuche blieben im Anfangsstadium, während es Franklin vergönnt war, den Ruhm seiner Erfindung zu ernten.